

Zeitschrift: Bericht über das Jahr / Schweizerdeutsches Wörterbuch :
Schweizerisches Idiotikon

Herausgeber: Schweizerisches Idiotikon

Band: - (1975)

Rubrik: Bericht der Redaktion über den Inhalt der Hefte 174, 175, 176

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bericht der Redaktion über den Inhalt der Hefte 174, 175, 176

Der erste größere Artikel des 14. Bandes gilt dem Zahlwort «drei», bei uns angesetzt als *dri*, mittelhochdeutsch (neben *drie*) die männliche und weibliche Form, während für das sächliche Geschlecht *driu* (zu lesen *drü*) galt. Diese Verhältnisse sind (etwa in der Zentralschweiz) teilweise erhalten; es finden sich sogar noch Spuren einer vormittelhochdeutschen Dreiformigkeit, mit *drio*, *driu* u.ä. fürs Feminin in substantivischer Verwendung. Im größten Teil unseres Gebietes gilt die Zweihheit *drei* (bzw. *dräi*) neben *drü* (dafür tw. auch *dröü*). Einformigkeit konnte sich aus lautlichen Gründen ergeben, so in den «entrundenden» alpinen Mundarten, wo jedes *ü* als *i*, also auch *drü* als *dri* gesprochen wird. Einformigkeit kann aber auch auf Ausgleich (Analogie) beruhen, so im Nordwesten und im Churer Rheintal, wo sich — wie in der Schriftsprache — *drei* für alle Geschlechter durchgesetzt hat. Geographisch nicht klar faßbar ist der einförmige Typus *drü*, der u. a. für Zürich belegt ist. — Ein Jahr nach dem Idiotikon-Artikel ist die entsprechende Karte im Sprachatlas der deutschen Schweiz (III 240) erschienen; so ist jetzt ein Vergleich der auf verschiedener Materialgrundlage erarbeiteten Darstellungen der Formen möglich.

Für die Darstellung des Wortinhaltes erwies sich vor allem die symbolische, brauchtümliche Verwendung von Belang. Eine Quelle von 1673 überliefert: «Die Zahl drey ist eine vollkomne Zahl, denn sie Anfang, Mitel und End hat, hat Augustinus gesprochen.» Und in einem Arzneibuch aus dem 17. Jahrhundert steht: «Ich hab s (ein Mittel gegen Zahnweh) an 3 Personen also probiert, hat in alsbald ghört und nit wider kommen; sei läbend noch all dri.» Von besonderem Interesse sind Belege aus den Bereichen des Rechts und des Volksglaubens, woraus ein paar einprägsame Beispiele zitiert seien. Eine Aargauer Quelle (vor

1313) bestimmt: «Wer einen meyneid sweret, der bessert 9 lb. (Pfund), und sol man im darzuo die drye finger abslahen, die er uffrekte, do er den bösen eyde tet.» Von einem Verbannten heißt es, er «sol usvarn von unser stat ... und sol mit namen bi sinem eide usse sin vier jar und sol der stat Zürich inrent drin milen niedert genachern» (1336). Und im Verfahren des «Landgerichts» wird festgelegt, «das man das landtgericht an drigen enden solle ufthuon (also den Ring öffnen) und dryg offen straßen dardurch machen», zur Vorladung nicht erschienener Beklagter (1546, Kyburg). Nicht selten erhalten sich alte Rechtsbräuche in Formeln: «Das Heumoos ... wurde nach der im Seeland ... üblichen Formel *dru sächs nün i Läche g'gä*, d. h. wenn nicht nach drei oder sechs Jahren aufgekündet wird, so gilt die Pacht für neun Jahre» (aus EFriedli, Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums). Aus dem reichen Belegmaterial des kirchlich-religiösen Bereichs können wir hier nur wenig aufführen. *Wenn me merggi, dass men under d's Nachtvolch chemm, soll me uf die rächt Seite ousstelle, in de drei höchste Nämnen und drei Chröüz mache* (Maladers). «Harzer Hans hatte aber von Jugend auf viel Abergläubisches gehört», erzählt Gott helf; «so hatte er (gehört), Kranken, für welche in drei Kirchen gebetet würde, bessere es vollständig, daß ihnen kein Glied mehr weh tue.» Segens-, Beschwörungs- und Fluchformeln enthalten das Element «drei» besonders häufig. So heißt es im Betruf von Lungern: *Hie und um disi Alp ume da gät e goldige Grabe. Drin sind dri heilige Knabe. Das ērst isch Gott der Vater, das ander isch Gott der Son, das dritt isch Gott der heilig Geist.* Ein Bannspruch gegen Diebe lautet: «Unsere liebe Frau in einen Garten trat, drei Engel ihr da pflegen, der erste heißt St. Michael, der andere St. Gabriel, der dritte St. Petrus. Da sprach Petrus zu unserer lieben Frau Maria: Ich sehe dort drei Diebe hereingehen, die dir dein Kind stehlen und töten. Da sprach unsere liebe Frau Maria: Petrus bind! Petrus bind!» (Sargans). Auch für bösartige Wünsche mußte die «vollkomne» Zahl herhalten: «Ich tue dich anhauchen, drei Blutstropfen tue ich dir entziehen, den ersten aus deinem Herzen, den andern aus deiner Leber, den

dritten aus deiner Lebenskraft. Damit nehme ich dir deine Stärke und Kraft . . . » Zahlreich und bedeutungsvoll erscheint *dri* sodann in Märchen und Sage, Tanz und Spiel, in Redensarten und Sprichwörtern, Sprüchen und Reimen.

Während die moderne Heilkunde unzählige Medikamente von komplizierter Zusammensetzung verwendet, hielt es die Medizin der Vergangenheit eher mit Pillen, Pulvern, Pflastern und Salben. Eines der wirkungsvollsten und beliebtesten Medikamente war, wie dies eine breitgefächerte Restverbreitung bezeugt, der oder das *Triax*, ein ‚altes Medikament für Mensch und Tier vom komplizierter Zusammensetzung, meist als Latwerge verwendet‘. Noch im 19. Jahrhundert hat so ein Kräutermännchen *sälber der Dokter für d' Lüt und für 's Veh g'macht, het Latwärge, Atebassatewasser, Hoffmannströpf, guldig Mueterwasser, Karmeliterwasser, Lavendelgeist, Läbensexier, Driox und dergliche fabriziert*. Ein anderes, heute nicht mehr bekanntes Medikament war die *Triēt*, ein pulverförmiges Aroma, das auch häufig auf Brotscheiben gestreut und von unseren Großvätern als Delikatesse geschätzt wurde. Dies waren die berühmten *Triētschnitte*. Ein Rezept von 1834, diesmal für das Medikament, äussert sich wie folgt: «Die Dreiät oder gewürzhafte Tragee ist hitzend und kann nur einen solchen Magen verbessern, welcher nicht anhaltend schmerzt, der die unzweideutigen Zeichen der Schwäche darbietet, und wenn nebenbei kein Fieber da ist.» Die genaue Zusammensetzung des Heilmittels wird leider aus den Belegen nicht mehr ersichtlich.

Das Wörterbuch liefert häufig ältere zusätzliche Bedeutungen zu einzelnen Wörtern, die heute nur noch der Spur nach bekannt sind. Ein Beispiel hierfür ist der *Triumph*. Nach unseren Materialien versteht man darunter nicht nur einen feierlichen Zug, eine Ehrung oder ein Fest, sondern ebenso erfreuliche Bedeutungen wie ‚Sieg, Erfolg, Ruhm‘, zusätzlich noch ‚Prunk, Pracht‘. Eher vereinzelt dürfte *Triumph* statt *Trumpf* im Kartenspiel verwendet werden. Im Unterschied zu diesem heute noch wohlbekannten Wort ist der oder die *Trū*, eine Falle zum Fang des Wildes, schon längstens ausgestorben. Das Gerät scheint im 15. und 16. Jahrhundert nur zu erfolgreich gewesen zu sein, denn in

den entsprechenden Rechtsquellen häufen sich die Verbote, wie dies ein Beleg aus dem Glarner Landbuch von 1548 zeigt: «Darumb so gebietennd min herren allen unsern landtlüthen, dienstknächten und hindersäßen, das niemandt in oberzellter fryheit gentzlich kein rothgwild mit einem gespaltnen fuoß, als gemßen, hirtzen oder rech, nit schießenn, umbringen noch beleidigen sölle, es were mit fallen, thruen oder sonst in ander wäg.» Ueber die Konstruktionsmerkmale der ‚Thruen’ ist nichts mehr bekannt.

Hinter *Trab I*, *Trab'* mit *trabe* usw., *Trab II*, ‚Fußspur’ mit *träbele*, *trippeln'* usw. folgt *Trab III* als Ausdruck der Weidewirtschaft, offenbar das ‚Recht, mit dem Vieh bestimmte Grundstücke zu betreten’. Das Wort kommt durchwegs in sogenannten Zwillingsformeln vor, neben «Trib», «Tret» oder «Tritt», z. B.: «Es ist uns och zuogsait worden, weg und steg durch der frowen zuo St Agnesen güeter ze geben wie von alter har, wirt uns nit gehalten; ist unser beger, das man uns trib und trab wie von altem harkomen gebe» (1525, Schaffhausen). Wahrscheinlich ist dieses «Trab» aus «Tratt» umgedeutet; vielleicht ergibt sich von da her später noch Weiteres zu diesem für die Landwirtschaft des 15./17. Jahrhunderts wichtigen Ausdruck.

Beim Verb *tribe* herrscht als hauptsächlichster Sinngehalt die Bedeutung ‚in (rasche) Bewegung bringen’ vor. Diese aber doch sehr allgemeine Umschreibung steht sozusagen als Titel über verschiedenartig gefächerten Bedeutungsbezirken. Wenn der Appenzeller Heinrich Altherr erzählt: *Min grōße Brüeder häd sogar en (Oster-)Eier über 's ganz Stalltach us 'tribe*, so braucht er das Wort *tribe* hier im Sinne von ‚werfen, schleudern’. Ist hingegen ein Bezug auf körperliche und physiologische Vorgänge vorhanden, verschiebt sich der Sinngehalt auf diverse medizinische Geschehnisse. Hier kann *tribe* den Durchfall bezeichnen, wie schon das lateinisch-deutsche Wörterbuch von Frisius (1556) übersetzt: «Ducitur alvus, er wirt triben, wenn man lauffen muoß über den stuol». Ja selbst ‚abtreiben’ wird, wie 1565 eine Verordnung aus Luzern kundtut, damit gemeint: «(Das von Hausierern verkaufte Gewürzpulver sei so schädlich) denn nit ein wunder, so ein schwangere vrouw

von solchem faltschem pulver ässen, das kind under irem hertzen von ir triben wurde».

Eher eine quantitative Vorstellung, mit dem Aspekt ‚das Wachstum fördern‘, äußert sich in den Belegen wie *d' Chiüe mit Fueter tribe* oder wie im st. gallischen Buchs scherhaft einem milchbärtigen Jüngling geraten wird: *Inne Hennerdrägg astriche und usse Hung, wil der Hennedrägg tribt und der Hung zücht.*

Eine starke Verbreitung ist dem Wort auch im Rechtsbereich eigen. So meint der in älteren Texten oft vorkommende stehende Ausdruck «uf ein gericht triben» eigentlich ‚jemanden vor Gericht laden‘. Des weitern ist hier der Bezug auf die Schuldbetreibung anzuführen, denn *eine tribe* heißt ja auch ‚einen gerichtlich zur Zahlung auffordern‘. Deshalb versuchte sich der Zürcher Jakob Stutz mit dem Ausspruch zu trösten: *Ō wie wär das e schöni Welt, e Paradis, we me kei Schulde hett und eine niemed tribe wor.*

In der Frage: *Wa tribst all?* ‚mit was beschäftigst du dich zur Zeit?‘ sind wir bei einer Gruppe angelangt, bei der *tribe* sich mit der Bedeutung ‚eine gewisse Tätigkeit ausüben‘ umschreiben lässt. *Latinisch d's Mül tribe* heißt daher ‚das Brevier beten‘ und «Wort triben» einfach ‚reden‘. *Posse tribe* ‚komische Gebärden ausführen‘ und *de Narr tribe* ‚einen zum besten halten‘. *Es tribe* besagt wiederum ‚leben, am Leben sein‘, wie in einem Beleg aus dem thurgauischen Müllheim: *Er tribt 's jedefalls nümme lang.*

Von den verschiedenen Zusammensetzungen seien die gegensätzlichen *ab-* und *uf-tribe* erwähnt. Unter *abtribe* wird im Schweizerdeutschen allgemein ‚etwas fortjagen, entfernen‘ verstanden. Aus dem Jahre 1524 berichtet uns in diesem Zusammenhang eine St. Galler Quelle, wie man sich damals unerwünschte Gäste vom Leibe hielt: «Also koment an der heren faßnacht ain schar us der stat, nit lützel, und woltend bi uns trinken und essen; also tribend wir si ab, daß si nit in das hus kommen». In gemilderter Form beinhaltet es jedoch auch nur ‚jemanden abweisen, abwimmeln‘. Ein weiterer Bedeutungsstrang von *abtribe* besagt ‚etwas verhindern, abwenden, ungültig machen‘. — Im Berner Weltgerichtsspiel des 15. Jhs. finden wir das

Verb *ūftribe* an der folgenden Stelle: «Nu stand uff, ir totte lütte, ze gericht müeßent ir hütte. Das horn die totten ufftribt». Das Horn soll also die Toten erwecken, aufjagen. Eine gleiche Verwendung erfährt das Wort auch in der Jägersprache, wie beispielsweise im Ausdruck *en Has ūftribe* (Zürich). „Etwas an- oder aufsteigen machen“ wird im älteren Schweizerdeutschen ebenfalls mit *ūftribe* umschrieben. So weiß der Naturforscher Johann Jakob Scheuchzer zu berichten: «Vilen Leuten ist (1572) der Wein in Fassen gefroren, solcher Gestalt, daß er die Punten auftriben und heraus gejäsen hat». Im unsinnlichen Bereich besagt es indes ‚jemanden aufreizen, aufwiegeln‘ sowie ‚sprechend etwas ausfindig machen‘. So ist im Zürcher Tages-Anzeiger von 1914 zu lesen: *D'Härdöpfel und d'Eier sind schier nid ūfz'tribe, si seigid so schreckli tür.* — Das Nomen agentis *Triber* wird nicht nur als Kompositionsglied zu *Esel-, Vich-, Chüe-, Chalber-, Roß- und Sūw-Triber* verwendet, sondern weist auch als Simplex eigenständige Bedeutungen auf: nämlich ‚Antreiber, Hetzer‘, dann ‚Betreibungsbeamter‘ (so im Freiamt und im solothurnischen Hägendorf). Auch die Handkurbel am Butterfaß wird teilweise als *Triber* benannt, bekommt jedoch hier vom Synonym *Tribel* Konkurrenz. Eine Schar Kühe oder Schafe wird auch *Tribete* genannt, wie im folgenden Beleg aus Grindelwald: *D's Zwärgli ist mit der Tribeten Veh zer Pengelicken ūf.* — Der oder das *Trib* stimmt in seinem Sinngehalt — was den abstrakten Bereich anbelangt — weitgehend mit der Schriftsprache überein. Im Weidebetrieb ist damit hauptsächlich das Recht, Vieh auf die Weide zu treiben, gemeint. Häufig erscheint es in der älteren Sprache in allitterierenden Formeln wie «*Trib und Tratt*», «*Trib und Trab*» (s. oben). Doch wenn jemand in rasche Bewegung gerät, so kann er ebenfalls behaupten, er sei *in'n Trib cho*. Der innere, natürliche Antrieb heißt in den Mundarten wiederum *Trib*: *Er hed en grüsege Trib, in d'Fröndi z' gān, z' lärne*, heißt es im Heinzenberg von einem wander- und wißbegierigen jungen Mann.

Ein *Tribel* ist nicht nur — wie schon angedeutet — eine Kurbel oder ein Handgriff, sondern bezeichnet eine bestimmte Art von Speisen. Aus Nidwalden wird dafür ein

,breiartiges Geköch von allerlei Durcheinander' gemeldet; aus Schwyz hingegen ,eine Art Linsenmus'. Je nach Zutaten unterscheidet man *Ärdepfel*-, *Chirse*-, *Polânte*- oder *Türgge-Tribel*. Von einem wilden und widerspenstigen jungen Burschen kann man mundartlich aber ebenfalls sagen, er sei ein *Tribel*: *Der Bueb isch e rächte Tribel worde, er het g'wüß mängergattig Stücki ag'stellt*, heißt es etwa bei Hans Rudolf Balmer. Und wer im aargauischen Staufen gar ein Gläschen über den Durst trinkt, der erwischt nicht etwa einen *Stüber* oder *Palāri*, sondern einen *Tribel*.

Seit den Feldaufnahmen für den Sprachatlas der deutschen Schweiz kennt man als einen der deutlichsten Unterschiede zwischen den westlichen und den östlichen Mundarten der deutschen Schweiz das Wortpaar *Trübel / Trübe* für die ,Weintraube', ein Gegensatz, der sich, wie E. E. Müller gezeigt hat, über den Schwarzwald bis gegen Rastatt fortsetzt und sich wohl schon in spätalthochdeutscher Zeit, also lange vor der territorialen Ausgestaltung der Eidgenossenschaft, gebildet hat. Durch unsere beiden Artikel *Trüb* und *Trübel* wird die Verteilung in den heutigen Mundarten bestätigt und zurück bis ins 14. Jahrhundert gesichert: «*Truben*» 1343 in Zürich, 1440 in Schwyz, aber «*Trübel*» 1383 in Luzern, 1414 in Bern, 1417 in Basel. Vereinzelt kommt allerdings «*Truben*» auch in ältern Berner Quellen und «*Trübel*» in der Ostschweiz vor; die Autoren aus der Innerschweiz zeigen die eine oder andere Form, der Luzerner Renward Cysat beide; auch unter den Namen (seit 1331) finden sich einzelne Gegenbelege, z. B. «*Johans zem Truben, schultheiße*» 1349 in Basel, anderseits in Zürich «*Lüti Trübel*» (1370) neben dem Hausnamen «*zem Truben*» (1357). Anhand unserer Belege der beiden Wörter (auf mehr als 12 Spalten) lassen sich Entwicklung und Reifung dieser für den Weinbauer so wichtigen Frucht, Ernte und Verwertung gut verfolgen; Gedeihen und Mißwachs spiegeln sich — wie schon in der Bibel — in vielen bildhaften Ausdrücken, Gleichnissen, Bauernregeln, Sprichwörtern und Ortsneckereien des Volkes, z. B.: *D' Trübe tüend d' Kappen ab*, wenn die Blütenhülle gehoben und abgestossen wird (St. Galler Rheintal); *Noch Jakob und*

Anne (25., 26. Juli) *söttid d' Trübe hange* (Kt. Schaffhausen); *D' Trübe g'höred nid gärn lüte*, man soll sie nicht zu hoch ziehen (Kt. Schaffhausen); *G'routet der Holder, so g'routen au d' Trübe* (Sarganserland); *Wänn 's nid am Holz ischt, so git 's keini Trübe*, Sprichwort (Kantone Schaffhausen, Thurgau, Zürich); «Wann eine Traube anfahet blaw werden, fahen andere auch an», Sprichwort (Denzler 1666/1716); *De Galli* (Gallus, bzw. Gallustag, 16. Oktober) *hocket uf em Stei, tüend d' Trübe und d' Räbe hei!* (Zürcher Weinland) bzw. *Galli uf em Stei, Pür, to dini Trübel hei!* (Aargau). Es gibt *riffi* und *unriffi Trübe*, «zitige» und «unzitige», *süri* und *süeßi*, doch *en füle*, *en riffe* und *en unriffe Trübe gänd de bescht Wi* (Rüdlingen, Kt. Schaffhausen). Nach der Farbe der Beeren unterscheidet man *wiſi* und *blaui Trübe*, auch *gäli*, *grüeni*, *röti* und *schwarzzi*, nach der Form der Frucht *chächi*, *'trungni*, *'zadereti Trübe* usw., sodann an die 50 mit Namen bezeichnete verschiedene Traubensorten (z. B. *Chliberler*, *Churzstiler*, *Schlumper*). Alte Rechtsbestimmungen enthalten Vorschriften über den Schutz der Früchte vor Dieben und Hunden, (z. B. «Wann im Herbst die Druben an Räben anfachen ryffen, soll man den Hunden Brügel oder Bängel anhäncken oder gebunden halten» (1618, Aargau) oder über die Ablieferung und den Verkauf von Trauben (z. B. im eigenartigen Twanner Rebenweistum von 1426: «Kem ein graff geritten und einem bannwart trübel hiesche, der sol im sin huot vol trübel geben, einem ritter, was an dryen schossen stat, einem priester drüi trübel, einer tragenden frowen dem kind einen und ir zwen»). Im Bernbiet spottet man über Nachbarn, in einem schlechten Jahr seien ihre Trauben im Herbst noch so hart, daß man sie mit Dreschflegeln dreschen müsse, wobei sie auch über den Thunersee gesauert kämen, so daß in Spiez *menge mit neme glesige Üg* (Auge) oder *verblätzetem Grind ummeg'lüffe* sei. Schließlich verwundert es nicht, daß die Trauben auch im Kinderlied und Kinderspiel vorkommen, etwa im weit verbreiteten Kinderreim: *Mueter het mer Trübel g'gä, (d') Trübel han i Vater g'gä* (usw.).

Mit *Trübel*, meist in der Fügung *e junge Trübel*, bezeichnet man in vielen Mundarten einen ‚Burschen‘, ein

,Bürschchen', auch einen ,Rekruten', und es fragt sich, ob diese erst etwa seit 1920 bezeugte Bedeutung bei uns durch die Soldatensprache des ersten Weltkrieges verbreitet worden sei.

Unter den Zusammensetzungen ist *Hans-, St.-Johannis-Trübeli* (mit den Varianten *Santerhanse-, Santihans-, Zanterhanse-* usw.) ,Johannisbeere' ein Wort der Innerschweiz und der Ostschweiz (und als solches schon im Wörterbuch des Zürchers Josua Maaler 1561 aufgeführt), während dieselbe Frucht im Bernbiet und angrenzenden Landschaften *Mertrübeli* heißt, so daß auch das Berner Kochbuch von 1759 ein Rezept für «Meerträubeleinschnitten» bringt.

Das Adjektiv *trüeb* meint das Gegenteil von *lüter, heiter, hell*, und bezeichnet zunächst nicht-klare Flüssigkeiten, sei es Wasser, das nicht sauber ist (wie in folgender Stelle aus einer Zürcher Chronik des 15. Jahrhunderts: «Die wasser waren also trüeb, das die frowen muosten an den dachtroufen wäscchen») oder aber zum Fischen günstig ist und zur Redensart *im Trüebe fische* Anlaß bietet, sei es als noch ungeläuterter Saft von Trauben, Äpfeln usw. (wie in folgendem Bußenartikel des älteren Luzerner Ratsbüchleins: «Swer dehein trüeben win schenkt, er sie denne luter untz an mittes vas, der git 6 pfund»). *Trüeb* ist auch etwa die Luft, das Wetter, ein Morgen; es kann einem *triebs vor den Oige wärde* (Grindelwald); eine Flasche ist *trüeb*, un-durchsichtig. Selten belegt sind die Bedeutungen ,glanzlos, fahl, dunkelfarbig, schlecht aussehend' (*e trüebi Chue* in Graubünden), auch, im übertragenen Sinn, ,betrübt' («trüeb ist mir doch min muot», sagt Hadlaub) und ,unerfreulich, schlimm' (*trüebi Zit*). Eine spezielle Bedeutung erhielt das Wort in der Reformationszeit, nämlich als Gegenpart zu wortspielerischem «luther(isch)» = ,protestantisch'. So liest man bei Niklaus Manuel (1528): «(Es wird einst) keinem helfen sin sagen, er sig luter oder trüeb, so wird er gricht nach sim gmüet.» Stark verankert ist das Wort hingegen im Namenschatz: in den verbreiteten Familiennamen *Trüeb* (z. B. «Cuonrat Trüeb» von Arbon, 1512 bei Bamberg von Götz von Berlichingen und Hans von Selbiz überfallen und gefangen) und *Trüeber*, sodann in Orts- und Flurnamen bzw. ursprünglichen Gewässernamen

wie *Trueb* (Kanton Bern), *Trüebbach* (im Rheintal), *Trüebsee* bei Engelberg (dort *Trüeppesee* gesprochen, mit offenbar altem geminiertem Konsonanten wie im Verb *trieppe* ‚trüb machen‘ im Wallis und in Alagna in Piemont). Die weiteren 35 Wörter dieser Sippe zeigen mannigfache Bedeutungsentwicklungen, *betrüebt* z. B. bis zum bloßen Verstärkungsadverb: *betrüebt wol* ‚sehr behaglich‘ beim Zürcher Jakob Stutz (1841).

Der heute immerhin in den alpinen Gegenden noch in Sagen und Märchen auftretende *Trach* (etwa in der Winkelried-Sage) hat offenbar noch im 17. und 18. Jh. zu den Realitäten des täglichen Lebens gehört und Forscher wie Renward Cysat und J. J. Scheuchzer irritiert. 1619 war sogar die Nidwaldner Obrigkeit beunruhigt über «ein schüßlich Thier, einem Thrack glichend, welches mansgroß und 2 Klaffter langen Schweif sampt ein bößer Gestank bi sich habe». Das Untier soll übrigens damals am Bürgenberg aufgetreten sein. Auch Nikolaus Sererhard, seines Zeichens Pfarrer und Chronist Graubündens, schreibt noch 1742 kommentarlos über den Lünersee im Vorarlberg: «Man muthmaset auch, als wann ein Drak in diesem See wohnete». So ist es weiter nicht verwunderlich, wenn der *Trach* zum beliebten Schelt- und Hüllwort wurde und vor allem den Teufel bezeichnete. Ludwig Lavater schreibt z. B. 1582: «Der groß track, die alt schlang, die da heißt der teufel.» In dasselbe Kapitel gehört die Klage eines geplagten Ehemannes von 1767: «Es sey, wie Syrach sage, besser bei Löüwen und Trachen zu wohnen als bey einem schalkhafften Weib». Ebenfalls einer Frau gilt die Feststellung: *I hätt e schöne Drach i's Hüs übercho.* Auch Gegenstände, die entfernt eine Ähnlichkeit mit dem Drachen aufweisen, erhielten in der Vergangenheit diesen Namen, so besonders einzelne große Geschütze, die auf den Wällen der eidgenössischen Städte standen. Eine baslerische Kanone trägt z. B. die stolze Inschrift: «Ich bin der Track ungehir, was ich schis, das thuon ich mit fir; meister Jerg zuo Strasburg gos mich». Der so bedeutungsschwere *Drack* ist dann im Lauf der Zeit zum bloßen Kraftwort geworden, wenn es etwa heißt: *Daß di der Drack! Mis Gäld isch us em Sack oder: O tūsig Drack, daß i kei Batze bi mer ha.* Gleiches gilt in

einem weiteren Fall: *'s würd eine bim Drack meine, mi dörft di afange nümmme arüere, mach doch nit d'Chue!*

Während der *Trach* sowohl in der Schriftsprache als auch in den Mundarten noch immer integrierender Bestandteil unseres aktiven Wortschatzes ist, ist dies beim Verb *träche* und den davon gebildeten Ableitungen kaum mehr der Fall. Eine *Träche* oder *Trächi* kennt oder kannte man im Wallis und in den Südorten, nach Belegen aus dem beginnenden 19. Jahrhundert auch noch in den Kantonen Luzern (Entlebuch) und Bern. Man versteht darunter eine offene Feuerstelle, Herdplatte, manchmal auch allgemein den Feuerherd, wie er sich, entweder in Grubenform oder aus Steinen aufgemauert, noch heute dem Besucher von Alphütten und Maiensäßen in unseren südlichen Alpen darbietet. In diesem Zusammenhang ist vorerst das Verb *träche* zu sehen, das ganz allgemein in der Bedeutung ‚ziehen, schieben‘ auftritt, z. B. auch mit Bezug auf die Glut. «Item es ligt etwan ein fhür in der äschen verborgen, aber so man die äschen darvon tricht, laßt es sich widerumb sähen.» Folgerichtig heißt *träche* also ‚löschen‘ (das Herdfeuer, die Glut), im Gegensatz dazu aber auch «die Kohlen mit Asche zudecken; so behält man auf den Alpen Feuer . . . Man deckt des Abends die Kohlen mit Asche, die unter derselben fortglimmen bis am Morgen», wie ein Gewährsmann aus dem Simmental bezeugt. Diese Bedeutung erscheint im 15. und 16. Jahrhundert recht häufig im ausgeführten Bild, so auch beim Waldmann-Handel: «Nach diser volendung meint Waldman, die sach wäre gewunnen und wol gestilt, so doch s für in der widersächer herzen trochen, brünstiger und noch nit ersättiget was». Reichtumiges Material findet sich auch zu den abstrakteren Bedeutungen ‚Lasten, Verpflichtungen auferlegen (z. B. Steuern), jemanden moralischen oder physischen Belastungen aussetzen, Schuld oder Schmach auf jemanden schieben‘. Die letzte Bedeutung ist in den Quellen des 16. und 17. Jahrhunderts besonders häufig nachzuweisen; es scheint sich hier um ein speziell kämpferisches und auch hinterlistiges Zeitalter gehandelt zu haben. In diesem Sinn entrüstet sich Heinrich Bullinger 1572 in einem Brief: «Wenn die Frantzösischen den könig entschuldigen oder uff den

admiral (Coligny) untrüw trächen wollend, so gand sy mitt lügen umb.» Ähnlich beschweren sich die V Orte im Januar 1531: «Denn allem nach so züchend sy, die von Zürich und ire anhenger, jetzo ein nüwen span herfür und schelten uns, als ob wir den friden an inen nit haltend, und vermeinend damit allen unglimpf uff uns zuo trechen». Gleiche und ähnliche Bedeutungen kennt auch die Zusammensetzung *ūfträche*, nämlich allg. ‚auferlegen, aufbürdnen‘, dann spezieller ‚jemandem etwas aufhalsen, aufdrängen‘, weiter ‚Böses andichten, Übles nachreden‘ und schließlich ‚jemandem etwas unterschieben, zulegen‘. Sodann ist auf die hier etwas klarer faßbare Bedeutung ‚aufgraben‘ hinzuweisen, die meist im Zusammenhang mit Feld- und Gartenarbeiten erscheint, einem Gebiet, mit dem man sich seit dem 16. Jahrhundert intensiver zu befassen beginnt. E. König erklärt z. B. 1706: «Wann die jungen Bäumlein in dem Herbst aufgetrochen werden und der Frühling etwas naß, so wachst alsbald wiederumb etwas Kraut und Graß darbey, welches, da man es zunemmen lassen, denselben ihre Nahrung benemmen und sie an dem Wachsen mercklich verhindern wurde.»

Tracht wird der Leser unseres Wörterbuchs gleich unter fünf zwar gleichlautenden, nach Bedeutung und Herkunft jedoch verschiedenen Stichwörtern finden. Unter *Tracht I*, einem Verbalabstraktum zu *tragen*, vereinigen sich zwei kräftige Bedeutungszweige. Der eine meint ‚das am Körper Getragene, Kleidung‘, der andere ‚das zum Essen Aufgetragene, Mahlzeit‘. Als erstes mag auffallen, daß Tracht im Sinne von ‚traditionelle, für eine Region typische Kleidung, die nur noch an gewissen Anlässen getragen wird‘ wie beispielsweise *Appezäller Tracht*, *Halauer Tracht*, usw. eine eher jüngere Bedeutung zu sein scheint, denn in der älteren Sprache besagt unser Wort stets ‚Kleidung‘ und das im allgemeinsten Sinne. So bemerkt Thomas Platter in einem Reisebericht von 1604/5: «Ihr Tracht (der Frauen von Marseille) ist sonst überaus köstlich, aber meines Erachtens nitt zierlich, dann si gemeinlich von unterschieden Farben bekleidet, als wann die Ermel unndt Brust von roten Daffet, Attliß oder Samett, so ist der Rock

ettwan von gleichem Zeüg, grien, gelb oder blauw; sehen wie die Papagey».

Zahlreiche Belege aus neuen und alten Texten enthalten sodann die Bedeutung ‚einzelnes oder separat aufgetischtes Gericht‘. Ein recht eindrückliches Beispiel davon vermittelt uns bereits das Tierbuch von 1563: «Mancherley trachten werdend von dem schweyn bereitet: bluot- oder rooswürst, läberwürst, bratwürst, schübling, sultzen und der gleichen». Von da aus wird sich auch der Übergang zum Bedeutungsaspekt ‚Portion‘ vollzogen haben, ein Wortinhalt, der sich gerne mit den Substantiva *Prügel* oder *Wix* paart. So stoßen wir beim Thurgauer Otto Nägeli auf den altbewährten erzieherischen Grundsatz: *’s heißtt öppe, e Trächtli Prügel sei g’sund!*

Anders sind indes die Komposita *Eintracht*, *Nidertracht* und *Zwittracht* zu beurteilen, die zum Stichwort *Tracht II* gestellt sind. Ihnen liegt letztlich ein medialer Gebrauch (was sich trägt) zugrunde, im Gegensatz zu *Tracht I*, das sozusagen durchwegs passivischen Sinn hat (was getragen wird).

Von der Schriftsprache abweichender Wortgebrauch lässt sich des weiteren im Adjektiv *niderträchtig* aufzeigen, zunächst der Bedeutungszweig ‚klein, niedrig‘. «So seynd auch an etlichen Orthen die Firsten der Alpen so niderträchtig als die alpes maritimae... daß man zu allen Zeiten, winters und sommers, ohne Sorg sicher hinüberwandelt», stellte einst der Chronist Aegidius Tschudi fest. Sodann muß z. B. ein «niderträchtiger» Bursche nicht unbedingt ein Kerl von schlechter Gesinnung sein. Ganz im Gegenteil; weist doch das Wort auch einen — überdies gut belegten — positiven Sinngehalt auf. So besagt es entweder ‚demütig, bescheiden‘ wie in einer Ermahnung der Zürcher Bibel von 1560: «Hochpracht wirfft den menschen tieff härab; ein niderträchtig gemüet aber bringt zuo hohen eeren». Oder wenn der Emmentaler Erzähler Carl Albert Loosli berichtet: (Der Herr Pfarrer) *isch grüsam e guete g’si, u mit de mingere Lüt eso-n-e niderträchtige u g’miene*, so schildert er damit den Herrn Pfarrer als einen besonders freundlichen und leutseligen Mann.

Unter dem Stichwort *Tracht III* ist sodann jenes Material

zusammengetragen, dass etymologisch als Lehngut zu lat. *tractare* klassiert werden muß. Hierhin gehört somit das Verb *trachte*, das einerseits im Sinne von ‚zielen, streben nach‘, anderseits, ohne eine Zielvorstellung, als ‚denken, überlegen‘ verwendet wird, wie etwa Jodocus Murer 1575 schrieb: «Sorglos (der Wein) die (Leute) fröhlich macht, also daß keiner tracht an truren, schulden oder pflicht». Analog zu *trachte* kann *betrachte* entweder ‚etwas anstreben‘ oder dann ‚etwas einsehen, erkennen‘ beinhalten. So ist die erstere Bedeutung in der nachfolgenden Zürcher Lebensregel gut erkennbar: *Me mues alliwil de Fride betrachte*, was ja nichts anderes heißt, als daß man stets den Frieden im Auge behalten soll.

Tracht IV vereinigt Belege aus dem Bereich des Fischerwesens und dürfte — was seine Etymologie anbetrifft — wiederum ein Lehnwort und zwar zu lat. *tractus* sein. Mit einer räumlichen Vorstellung behaftet, besagt es zuerst ‚Stelle, Bezirk, wo gefischt wird‘. In diesem Sinne taucht es bereits in den Urkunden des 13. Jahrhunderts auf. Jedoch kann eine bestimmte Netzart ebensogut als *Tracht* bezeichnet werden. Die helvetische Ichthyologie, verfaßt 1827 von G. L. Hartmann, bietet dafür folgende Beschreibung an: «Trachten sind in der Bauart wie die Gangfischsegeln, aber nach der Länge und Höhe der Wände kleiner».

Unter *Tracht V* sind letztlich jene Fälle gesammelt, die eine Agglutinationsform des flektierten Artikels aus Wendungen wie *nach der Acht* u. ä. darstellen. Dies sind im Grunde nur Nachträge, die eigentlich zum Stichwort *Acht* ‚Art, Weise‘ in Bd I 79 gehörten, wie der folgende Beleg aus Hallau, in welchem von einer Witwe bemerkt wird: *Der Tracht nō isch si no jung g'si.*

Die Kreuzung der vier Seearme im westlichen Vierwaldstättersee heißt *Chrüz* oder (auf der Landeskarte) *Chrüztrichter*. Johann Leopold Cysat nennt die Stelle 1661 «Creüztriechter», Renward Cysat (um 1600) «Triechter oder uf dem Crütz». *Triechter* (mit Diphthong) bezeichnet in den Mundarten von Zürich, Zug und Luzern (seit 1461 belegt, heute vielleicht veraltet) ‚eine mit Wasser gefüllte Vertiefung bzw. die darüberliegende Fläche‘, je nach der Sicht (Aspekt) den Uferabfall, den Grund, die Tiefe, die

Partie über der größten Tiefe oder die weite Wasserfläche des Sees, auch eines Meers. Es handelt sich, neben gleichbedeutendem *Triechte* m. oder f. (Nidwalden, Zug, in der älteren Sprache auch seit 1431 aus Zürich, 1488 aus Nidau bezeugt), offenbar um eine alteinheimische Lautung und Bedeutung des Wortes *Trichter*, vergleichbar der deutsch-seemännischen Bezeichnung des Meeresteils zwischen Norwegen und den Shetlandinseln. Während dieses Seewort *Triechter* bei uns zu verschwinden droht, dringt aus der Schriftsprache *Trichter* in entsprechend anderer Lautung und Bedeutung (als Gefäßbezeichnung) ein und verdrängt den der älteren Generation noch geläufigen *Trachter* (schon: «von einem trachter ze binden» 1397 in Luzern) bzw. (im Raum Basel und in Twann am Bielersee) *Trächter*.

Das Adjektiv *träff* ist im Duden als «schweizerisch», d. h. schweizerhochdeutsch, verzeichnet («träf, neben: treffend»). Tatsächlich ist das Wort außer (sehr knapp) im Schwäbischen Wörterbuch nur bei uns nachgewiesen: im Schweizer Hochdeutschen ist es recht gängig, in der älteren Schriftsprache geläufig, in der Mundart allerdings eher spärlich und nicht überall volkstümlich. Die heute vorwiegende Bedeutung ‚eindringlich, scharf, klar‘, namentlich von Äußerungen, tritt zuerst in einer Jesaja-Predigt Zwinglis von 1528 auf («mit ruchen,träfen Worten»); daneben zeigt das Wort die Bedeutungen ‚vortrefflich‘, ‚bedeutsam‘ (*ne träffi Sach* bei Stalder) und ‚bedenklich‘. Ursprünglicher dürfte sinnliche Verwendung sein: ‚genau treffend, kräftig‘, daher auch ‚unangenehm‘ von physischen Vorgängen wie Schlägen, Niederschlägen, Wasserdruck (zuerst in einer Beschwerde von 1423 aus Baden: «Es were aber der flus (des Wassers) in das hus und gesäß zum Rappen größer und träffer denn in sin hus»), sodann ‚wuchtig‘, d. h. zum Treffen geeignet, ‚schwer‘, so in der Zürcher Bibel von 1531: «Schwär ist der steyn, träff der sand». Das Wort ist offensichtlich mit dem Verb *treffen* verwandt; Ausgangspunkt wäre ahd. *träffi* oder *giträffi*, gebildet wie (*g)fräβ*, *vornäm* ‚vornehm‘ und andere.

Während das Substantiv «Traufe» in der Schriftsprache sich über eine verhältnismäßig enge Bedeutungsfächerung ausweist, hat *Trauff* in unseren Mundarten einige weitere

und nur in wenigen Gebieten bekannte Nebenbedeutungen. So ist der *Trauff* das von den Bäumen herabtropfende Wasser und sogar «die Bodenfläche, auf die der Regen, durch Blätter und Zweige der Äste zu großen Tropfen vereint, niederfällt». In diesen Bedeutungen hat der *Trauff* auch in die Gesetze Eingang gefunden, wenn es etwa heißt: «Die unfruchtbaren Bäum in Waldungen gegen Partikulargüter sollen zu 5 Jahren beschnitten werden, wann sich jemand wegen dem Trauf der Äste beschweren wurde» (Nidwalden 1867). Aus den Kantonen Schaffhausen und Thurgau sowie aus dem Zürcher Weinland ist ferner die Bedeutung ‚Waldsaum, seitlicher Rand des Rebberges, Rand eines Ackers‘ überliefert. Der Anwendungsbereich wird in der Zusammensetzung *Dachtrauff* noch erweitert. Hier finden sich zahlreiche Belege aus der Rechtssprache, in der die Dachtraufe etwa als Grenze des häuslichen Bereichs zu erklären wäre. 1530 bestimmt das Stadtrecht von Rheinfelden: «Item und wann der stattknecht einer person umb ir schuld pfand will geben, so soll die person oder der schuldvorderer vor dem huß under dem tachtreuf stan . . . und warten, biß im der stattknecht die pfandung für das huß pringt». Noch deutlicher kommt der Rechtsbereich dort zum Ausdruck, wo das Verfügungsrecht, die Testierfähigkeit angesprochen wird. «Wenn ein person kranck wirt und dieselb person ân stab und stangen, och on füeren, für das tachtroff hinuß an das gericht und wider von dem gericht hein gan mag, das dann dieselb person ir guot wol hingeben mög durch Gott, er, fründschafft ald wohin er welle». Diese Bestimmung aus dem Jahre 1489 scheint vom Testierenden allerhand körperliche Widerstandskraft verlangt zu haben. Offensichtlich waren damals die Bräuche etwas strenger als heute.

Das Verb *träffe* hat — im Gegensatz zur Schriftsprache — im Schweizerdeutschen eine farbigere Bedeutungspalette. So bewahrt es noch einen vorwiegend aktionellen Aspekt, nämlich ‚Schläge, Stöße versetzen‘, und noch spezifischer, ‚schlagen‘ — ein Wortgebrauch, der sich noch heute in den Kantonen Bern und Freiburg feststellen lässt. Zur Veranschaulichung diene das Beispiel aus dem schweizerischen

Volkskalender von 1870: *Er* (ein alter Hund) *het mi 'dūret; drum han ig mit eme Zunstācke ne uf d'Schnure 'troffe u sim Lide es End g'macht.* Dieser Bedeutungszweig lässt sich nun wiederum im entsprechenden altnordischen Wort *drepa* aufdecken. Dies mag auf den ersten Blick etwas merkwürdig vorkommen, doch haben gerade neuere Forschungen ähnliche lexikalische Querverbindungen zwischen Alemannisch und Nordgermanisch aufgezeigt. Übereinstimmend mit der Schriftsprache ist hingegen der vorwiegend resultative Bedeutungsaspekt ‚etwas oder jemanden erreichen‘, geschehe dies nun durch Schießen, Werfen, Schleudern u. ä. Deutlich gibt dies das folgende Sprichwort zu erkennen: *Wenn me e Bängel under ne Schar Hünd rüert, so brüelet där, wo's trifft.* Ebenso ist die Bedeutung ‚etwas ausfindig machen, herausfinden‘ wie sie im nachstehenden Zwinglibeleg recht klar erkennbar ist, sowohl schriftsprachlich wie mundartlich geläufig. «Unnd wo wir uß unwüsseneheit... gefält oder den sinn nit getroffen hettind, das sy bessers und klarers härfürtrüegind.» Weniger gewohnt dürfte das Wort wiederum in der Verwendung von ‚sich belauen, betragen‘ sein. Gerade in diesem Sinn begegnet es uns jedoch häufig in älteren Texten. So wird beispielsweise in einer Kaufurkunde des Jahres 1525 in Stäfa festgehalten: «Do habe (N.) für sin theil küe koufft, das treffe ungfar by drißig pfunden». Auch der Gebrauch von *träffe* im Sinne von ‚etwas abschließen, beschließen‘ ist der heutigen Mundart abhanden gekommen, war aber bis ins 18. Jahrhundert hinein gang und gäbe. Ebenfalls nur noch in der älteren Sprache findet man die Wendung «an ein treffen gân», d. h. ‚zum entscheidenden Punkt einer Handlung gelangen‘, wie dies sehr pointiert in einer Zürcher Eherichtsakte von 1538/40 zum Ausdruck kommt: «(Auf einem ihm vorgebrachten Heiratsantrag) seyte er (,Heini Buwmann‘): Du woltist mir vilicht thuon, wie die meyti den knaben thuond, wan es an ein traffen gieng, zuhest du hindersich. Do seit sy: Ich wil den (andern) nit, wilt aber du mich, so wil ich dich».

Eine ähnliche semantische Vielfalt, wie wir sie eben beim Simplex kennen gelernt haben, begegnet uns überdies in den Verbalkomposita *überträffe* und *aträffe*. Einmal mehr

zeigen diese Beispiele den großen Reichtum wortinhaltlicher Schattierungen.

Zu erwähnen wären zum Schluß dieser Hinweise noch die kleineren Artikelgruppen *troc* ‚trocken’, *tribuliere* ‚drangsalieren’ u. ä., *Tradel*, *Trodel*, *Trudel* ‚Strang’ u. ä., wozu das zürcherische *verträudelet* ‚verwirrt’, dazu verschiedene Einzel- und Spezialwörter, z. B. *tch* ‚Lockruf für Ziegen’ (Sensegebiet und Guggisberg), das Bekräftigungswort *tr* (Stadt St. Gallen) und das Verneinungswort *dra-a*, die Ausruf- und Jodelwörter *djō*, *djū*, *tra*, *dri*, *trū*, das Pronomen *dra* ‚ihr’ (Wallis), die Vornamen *Drias* (1608, wohl ‚Andreas’) und *Traudi* (‚Traugott’, in Basel), der Vogelname *Tlā*, *Tlā* ‚Dohle’ (Kantone Schaffhausen und Zürich), die ehemalige Gewichtsbezeichnung *Drachme*, aus der Militärsprache das Lehnwort *Tribok* (Belagerungs-, Schleudermaschine, 13./14. Jahrhundert), aus der religiösen Sphäre das Wort *Trechtin* ‚Herr’ (noch im Osterspiel von Muri, Mitte 13. Jahrhundert), aus der Rechtssprache die Lehnwörter *Tribunal* und *Tribüt* (in alpinen Mundarten noch in der Bedeutung ‚Steuer, Taxe’), aus der Textilbranche die Gebebebezeichnung *Triumphant*, aus der Landwirtschaft die Fachwörter *triōle* (im Rebwerk) und *Trabälle* ‚Hanfbreche’, aus der Fischersprache die Fachwörter *tribene*, *trible* (für eine besondere Fangart), sodann die problematischen Spielbezeichnungen *Dria* (15. Jahrhundert) und *tribocke* ‚Fangen spielen’ (Haslital), die etymologisch unklaren Verben *trabōße* ‚lärmfen’ (Adelboden, Frutigen), *trochle* ‚zögern’ (Safiental), *truchle* ‚langsam etwas machen’ (Simmental), *traudere* ‚vor sich hin sinnen’ bzw. ‚laut singen’ (Kt. Bern), die Scheltwörter *Tnifz*, *Truech* und *Trüech(t)*, schließlich aus der Gaunersprache die Wörter *tribis* ‚drei’ und *Trabimuller* ‚Schinder’.